

HAUPTKIRCHE ST. PETRI



Predigt am 4.9.2011 um 10 Uhr
11. Sonntag nach Trinitatis (Kantatengottesdienst)

„Auf Stimmigkeit kommt es an, nicht Gehorsam“

Predigttext: Matthäus 21, 28-32

HP Christoph Störmer

Liebe Gemeinde,

mal abgesehen von der wunderbaren Musik Johann Sebastian Bachs,

mal abgesehen von der Resonanz, die eine Kantate in unserem Kirchen- und Seelenraum hat,

mal abgesehen davon, dass das konzentrierte Zusammenspiel so vieler Musiker einfach ein Segen ist, weil es auch uns vielfach zerstreute Zuhörer konzentriert und sammelt und schon deshalb heilsam berührt,

mal abgesehen also davon, dass Bach auch heute noch der fünfte Evangelist ist und uns ein Klangbild eher erreicht als eine Kanzelrede,

mal abgesehen also von all dem, wovon wir natürlich nicht absehen können, weil Gottesdienste ihr Lebenselixier wesentlich aus der Musik beziehen und Kantaten einfach zu den Highlights unserer Gottesdienstkultur gehören und es ein Geschenk ist, dass wir so etwas im GD hier in St. Petri haben –

also abgesehen von all dem, was einfach kostbar und schön ist:

was geschieht hinterher, wenn der letzte Ton verklungen ist? Mich packt Ernüchterung und auch Ärger, wenn mein Blick auf die Worte fällt, die da gesungen wurden. („Siehe zu, dass deine Gottesfurcht nicht Heuchelei sei“, BWV 179)

Angesichts der 300 Jahre alten Sprache des unbekanntenen Dichters beginne ich zu fremdeln. Barock - das ist nicht mehr meine Welt. Was als Klangbild noch tröstend mir über die Seele strich und insofern als Frohbotschaft rüber kam, verstimmt mich, wenn ich den Inhalt lese und bedenke. Hier wird mir was um die Ohren gehauen wie ein kalter Lappen, Drohbotschaft pur. Im eifernden Ton eines Predigers werden hier Menschen pauschal abgekanzelt, der Heuchelei beschuldigt und klein gemacht.

**„Das heutige Christentum ist leider schlecht bestellt:
Die meisten Christen in der Welt
sind laulichte Laodizäer (eine Anspielung auf Off. 3, 14-16)
und aufgeblasne Pharisäer,
die sich von außen fromm bezeigen ...
Im Herzen aber steckt ein stolzer Eigenruhm.
Sie gehen zwar in Gottes Haus
und tun daselbst die äußerlichen Pflichten;
Macht aber dies wohl einen Christen aus?
Nein! Heuchler könnens auch verrichten!“**

Vor solcher Kanzelrede graut mir, und die pauschale Verunglimpfung der Pharisäer ist einfach unsäglich, weil Teil des jahrhundertealten unseligen christlichen Antijudaismus. Wer vor solcher Abkanzlung flieht und aus der Kirche austritt, den kann ich verstehen. Und dann kommt es wie ein Echo von außen zurück zu uns als Kirche: dass wir selber Heuchler seien. Voller Eigenruhm. Und selbstgerecht. Mit uns selber beschäftigt. In leichter Abwandlung ließe sich der zitierte Textabschnitt auch als provokativer Zeitungskommentar über die Situation unserer Kirche lesen, als Stimme von außen. Doch auch dann würde sie ein Klischee bedienen, weil ohne Kenntnis von dem, was in den Kirchen passiert.

Ich behaupte mal, wir müssen unseren Text in sein Gegenteil verkehren, damit er halbwegs die Wirklichkeit trifft:

Die unzähligen Menschen, die täglich die Petrikirche betreten und eine Kerze anzünden, tun das gerade nicht, um zu prahlen oder äußere Pflichten zu erfüllen. Sondern sie tun es eher mit der Haltung des Zöllners in unserem Sonntagsevangelium:

Sie suchen, sie zweifeln, sie fragen, sie wissen um Scheitern, sind oft innerlich eingeknickt, sie legen sich selber keineswegs „ein heilig Wesen“ bei (wie es in der Kantate behauptet wird). Viele von diesen Passanten fühlen sich gar nicht als Christenmenschen, und doch gehen sie, so will mir scheinen, ein Stück aufgerichtet und getröstet aus diesem Haus – „gerechtfertigt“, wie Jesus im Gleichnis sagt.

Anders Worte aus unserem Schlusschoral: sie könnten vielleicht wirklich über unseren drei Kerzenorten in dieser Kirche stehen und wären manchen der dort Sinnenden aus der Seele gesprochen:

„Ich armer Mensch steh hier vor Gottes Angesicht. --- Ach Gott, erbarme dich“

Ja, diese Kirche kann ein Raum der Gottesbegegnung und des Gotterbarmens sein - jedenfalls, so meine ich, können wir für solche Erfahrung den Boden bereiten, wenn sich eine Kirche gastfreundlich und gratis den Eintretenden eröffnet.

Und irgendwann in der Suchbewegung nach Gott und sich selber stellt sich die Frage ein, die uns auch aus der Kantate entgegenschallte:

„Macht aber dies wohl einen Christen aus?“

Ja, was macht einen Christen aus? Einen, der Ja und Amen sagt? Oder einen, der sich verweigert und erstmal auf Abstand geht?

Im heutigen Predigttext aus dem Matthäusevangelium (Kap. 21, 28-32) gibt Jesus mit einem Gleichnis eine differenzierte Antwort.

Was meint ihr aber? Es hatte ein Mann zwei Söhne und ging zu dem ersten und sprach: Mein Sohn, geh hin und arbeite heute im Weinberg. Er antwortete aber und sprach: Nein, ich will nicht. Danach reute es ihn und er ging hin.

Und der Vater ging zum zweiten Sohn und sagte dasselbe. Der aber antwortete und sprach: Ja, Herr! und ging nicht hin.

Wer von den beiden hat des Vaters Willen getan? Sie antworteten: Der erste.

Jesus sprach zu ihnen: Wahrlich, ich sage euch: Die Zöllner und Huren kommen eher ins Reich Gottes als ihr. Denn Johannes kam zu euch und lehrte euch den rechten Weg, und ihr glaubtet ihm

nicht; aber die Zöllner und Huren glaubten ihm. Und obwohl ihr's saht, seid ihr dennoch nicht umgekehrt, sodass ihr ihm dann auch geglaubt hättet.

Das Gleichnis scheint auf den ersten Blick so simpel, dass man es gleich wieder zur Seite legen möchte. Auf's Tun kommt es an, nicht auf leere Versprechungen.

Es lohnt ein zweiter Blick.

Sympathisch ist erstmal, dass keiner der Söhne ein Vorbild an Tugend ist. Beide sind, auf sehr verschiedene Weise allerdings, wortbrüchig. Bei beiden klaffen Reden und Handeln auseinander. Am Ende scheint doch logisch und sonnenklar: das Tun zählt, und nicht das Labern oder die Sonntagsreden. Wir wollen Taten sehen – bei unseren Politikern genauso wie beim Partner, Sohn, Kollegen, Freund. Irgendwelche Beteuerungen und Schwüre reichen uns nicht.

Theologen sprechen von der Orthopraxie, die zählt und wichtiger ist als die Orthodoxie. Nicht, die HERR, Herr sagen, kommen ins Himmelreich, sondern die den Willen Gottes tun, sagt Jesus, das können also durchaus auch Atheisten sein.

Das Gleichnis hat noch eine tiefere Ebene. Es geht darum, ob jemand im Kontakt und Gegenüber bleibt – mit dem „Vater“, will sagen, mit der menschlichen oder göttlichen Autorität. Wer gleich „Ja, Ja“ sagt, tut das oft nur aus Bequemlichkeit – weil der andere es halt will und man keine Lust auf Auseinandersetzungen hat. Im nächsten Moment hat man seine Zusage schon wieder vergessen. Jedenfalls, wenn das schnell hingesagte Ja nicht von der eigenen Überzeugung getragen ist.

Deshalb gehört die Widerständigkeit und Abgrenzung zu jeder lebendigen, auch Gottes-, Beziehung. Ein womöglich faules, gedankenlos dahin geplappertes, womöglich devotes, unterwürfiges Ja ist nicht stabil, es verliert sich. Das „Ja, HERR“, klingt so glatt und beflissen wie duckmäuserisch. Der scheinbar gehorsame Sohn kommt sich dabei irgendwie selber abhanden. Wir hören nichts mehr von ihm.

Anders der Neinsager. Er ist schroff und direkt. Er sagt nicht: ja, vielleicht oder: Nein, jetzt nicht, vielleicht später, sondern sagt seinem Gegenüber ins Gesicht: „Ich wills nicht tun.“ Er bietet die Stirn, er wagt die Konfrontation, er steht zu sich. Erstaunlich ist: Es gibt keine Diskussion, seitens des Vaters keine Vorwürfe.

Der Vater lässt beidem, dem Ja und dem Nein, seinen freien Lauf.

Der Neinsager entfernt sich vom Vater, und indem er Abstand gewinnt, arbeitet es in ihm weiter. Welcher innere Prozess da abläuft, bleibt ein Geheimnis. Es bleibt offen, welcher Impuls ihn innehalten lässt und die Wende einleitet.

Wir kennen alle den Spruch: Wer A sagt, muss auch B sagen.

Die Botschaft Jesu ist anders. Sie reitet keine Prinzipien. Sie fordert nicht Gehorsam, sondern eröffnet einen Raum, in dem man aus der eingefahrenen Spur kommt, sich ändern und neu finden, erfinden kann. Vom ersten Moment seines Auftretens an sagt Jesus das Wort, das auch in unserem Text vorkommt: Metanoiete! – Ändert euch!, also: Kehrtwende erlaubt, Umkehr, Neuanfang ist möglich. Es reute ihn, übersetzt Luther. Im Urtext heißt es: er änderte seinen Sinn. Das ist mehr als womöglich selbstzerknirschte Reue, es ist aktive Lebenswende. Wer A sagt, muss nicht B sagen. Er kann auch erkennen, dass A falsch war.

Fundamentalisten und religiöse Eiferer sind viel schwerer aus ihrer Spur zu bringen, als Menschen, die um die Schattenseiten und die Brüchigkeit ihrer Existenz und Lebensweise wissen. Hochmut und Selbstgerechtigkeit findet man eher bei denen, die sich für fromm,

gerettet, wiedergeboren, kurz: auf der richtigen Seite glauben. Deshalb sagt Jesus den provokativen Satz: „Zöllner und Huren kommen eher ins Himmelreich als ihr.“

Damit bin ich angelangt beim ersten Satz unserer Kantate, die aus dem apokryphen alttestamentlichen Schrift Jesus Sirach (1,34) stammt:

Siehe zu, dass deine Gottesfurcht nicht Heuchelei sei,
und diene Gott nicht mit falschem Herzen.

In jeder Heuchelei steckt ein Moment von Feigheit. Ich tu so als ob, anstatt echt zu sein. Wer um des lieben Friedens willen, also eigentlich, weil er in Ruhe gelassen werden will, den willfährigen Ja-Sager spielt, ist nicht wirklich bei der Sache. Der dient mit falschem Herzen. **Worauf es aber ankommt, ist Stimmigkeit. Nicht blinder Gehorsam**, sondern nach innen horchende Aufmerksamkeit – und dann das dazu passende Verhalten.

Wenn mich ein Anspruch, ein Appell, und sei es ein göttlicher Ruf erreicht, dann tut es allemal gut, erstmal sich abzugrenzen, auf Abstand zu gehen und zu prüfen, ob das denn stimmt, ob das denn stimmig ist und in meinem Herzen eine Resonanz findet. Wenn das passiert und sich diese Stimmigkeit einstellt: wunderbar. Dann kann ich Gott dienlich sein mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und meinem Verstand.

Amen.